

Aus fernen Zonen.

Oelucher in Australien

Von Dr. Colln Ross.

Zum Augenblick unserer Abreise von Mies erhielt die Wirtin einen Brief. Sie warf einen Blick auf den Umschlag und leufte: „Roma Oil Co!“ Das bedeutete seit langem nichts Gutes.

Vor ein paar Wochen noch, ja, da war das etwas anders. Da hieß Roma Oil die Hoffnung, nein, die Gewissheit auf Reichtum und Vermögen. Das war damals, als das erste Gas erhoben wurde. Daraufhin stieg der Wert der Aktien auf das Doppelte, und all die kleinen Leute im Komadistrikt kauften Aktien, auch wenn sie bisher, mit der Mengigkeit kleiner Leute, gequält hatten. Denn nun war ja kein Zweifel mehr, daß man auch Oel erhobte. War erst Oel da, dann vervierfachte, nein verzehnfachte sich doch der Wert der Aktien! Das stand in allen Prospekten, mit denen man das Land überschwemmt hatte.

Die Wirtin las die Zukunftsleufte nochmals und wendete sich verlegen an uns: „Könnten Sie nicht — wenn Sie nach Roma kommen —, man möchte doch gern die Wahrheit wissen! Könnten Sie mir nicht eine Zeile schreiben, wie es dort eigentlich steht?“

Wir verbrachten es. Wir hatten ein Duzend derartiger Aufträge.

„Schuld“ an dem Sturze der Roma-Aktien war die „Elbaff“, die deutschen Oel-sucher. Vor kurzen hatten diese deutschen Wissenschaftler ihren abschließenden Bericht veröffentlicht, nach dem keine Hoffnung mehr bestand, im Komadistrikt je Oel in wirtschaftlichen Mengen zu erheben.

Die Elbaff hatte mit großem Erfolg in Neuseeland nach Oel gesucht. Als nun auch nach Queensland eine Gruppe Oel-sucher beordert wurde, warkte die Spekulation das Ergebnis der langwierigen, wissenschaftlichen Untersuchungen nicht ab, sondern fing vorher bereits an zu bohren.

Als wir uns jetzt Roma näherten, stießen wir im Busch auf eine ganze Anzahl Bohrstellen. Meist waren es primitive hölzerne Bohrreite mit beschriebenen Maschinen. Wie ein brauer, alter Handwerker arbeiteten die Schlagbohrer: Stoh — Verschrauben! Stoh — Verschrauben!

Auf die Verfertigung der Elbaff-Berichte bin hatte nur ein Teil der Bohr-gesellschaften die Arbeit eingestellt. Man durfte doch die Aktien nicht ins Bodenlose fallen lassen. Vorher mußte man sie wenigstens abstoßen. Von einer Gesellschaft sicherte durch, daß sie noch weiterarbeitete, als sie längst auf Granti getrieben war, bis der Bohrmeister erklärte, den Schwin-del länger mehr mitmachen zu können, und die Arbeit niederlegte.

Die Gesellschaft, die Gas erhobte hatte, zündete es an, damit die flammende alle Zweifel überzeuge und weithin benies, daß wirklich Gas da war. Als wir in den Ort Roma kamen, mußten wir allerdings erst lange nach der brennenden Delaquete suchen. Als man uns dann hinführte, waren wir schwer enttäuscht. Es war ein mageres Flämmchen, das aus einem dünnen Weh-rohr flackerte. Aber nichts leuchtete es weithin, verströmte man uns.

Zwischenfassen lassen die deutschen Oel-sucher, die „all das Unheil angerichtet“, friedlich in ihrem Buschcamp, stellen die letzten Untersuchungen an, und warteten im übrigen auf Abruf, um in einem andern Teil Australiens oder sonst irgendwo in der Welt ihre Arbeit aufzunehmen. So verriet lag ihr Lager im Busch, daß wir es nicht gefunden hätten, hätten wir nicht zufällig einen der Elbaff-Ingenieure in Roma getroffen.

Als wir ankamen, war es Nacht. Immerhin waren es neunzig Kilometer durch den Busch gewesen, das heißt durch Sand, über Wur-jeln, Felsen, durch Creeks mit Wasser und durch Creeks ohne Wasser. Aber unter wartete ein festlicher Empfang; denn wir waren telephonisch angemeldet.

Wie ein Hausen einzügiger Nieten-tiere glökte das Camp uns an. Das waren die Hüften, aus deren offenstehenden Türen ein Duzend Lichtblinder in die Nacht glomm. Denn das Lager war recht deutsch. Jede australische Gesellschaft hätte eine große gemeinnützige Baracke errichtet. Die Deutschen aber stellten für jeden einzelnen Ingenieur und für je zwei Arbeiter ein eigenes Gäuschen auf, nicht gerade luxuriös. Die Gäuschen bestanden lediglich aus vier Wellblechplatten als Wänden und einer fünften als Dach. Aber auf diese Weise hatte ein jedes sein eigenes Reich und konnte sich darin nach Gefallen einrichten.

Eine solche Blechhütte wurde uns ein-geräumt. Sie war sehr wohllich und be-gänglich. Kangurufelle auf dem Boden, Dingos und Doppelpoms als Wandbän-del. Auf dem Schreibtisch Photographien einer jungen, überaus sympathisch aussehenden Frau, und auf einem rohgeseimten Nagel Bücher, Gefleissproben und eine Gift-

schlange in Spiritus, die erst vor ein paar Tagen in ebendieser Behauptung erlegt worden war.

Blechhäuser in den Tropen sind etwas Schauerliches. Aber in diesem kontinentalen Klima fühlen sie abends rascher aus als Gehäuser. Außerdem waren diese geradezu genial konstruiert. Ihre Erbauer waren nicht umsonst deutsche Ingenieure. Die Seitenwände waren auf die einfachste Art und Weise hochzuklappen. Dann lag man im herrlichsten Durchzug. Kam Regen, so konnte man vom Bett aus die Stützen wegziehen. Dann krachten die Blechwände mit furchbarem Getöse herunter, aber man lag trocken.

Am andern Morgen zeigten uns die deutschen Ingenieure, wie man mit der modernen Wüchselfurte nach Oel sucht. Die geophysikalischen Untersuchungsarten sind die direkten Nachkommen der Münnigheferte. Sie sind zwar streng wissenschaftlich, aber die Geophysik ist eine äußerst junge Wissenschaft und eine etwas unheimliche dazu. Denn sie zeigt uns wie in einem aufge-schlagenem Buche, was sich unter der Erde befindet: ein Wasser, ein Erzen, ein Oel. Nicht nur was, sondern auch wieviel, wo und wie tief. Kurz, es sieht wirklich aus wie Hererei und Münnigheferte.

Die Unternehmung begann damit, daß der Motor angeworfen wurde, der die Generatorenanlage im Kamp betrieb. Dann wurden zwei Spieße in den Boden gestekt und ein Wechselstrom in die Erde geschickt.

Jetzt war der Boden elektrisch geladen und die Unternehmung konnte anfangen. Im Auto fuhren wir zehn, zwanzig Kilometer weit. Dann machten sich zwei Trupps an die Arbeit. Mit empfindlichen Apparaten wurden Stärke und Richtung des elektrischen Stromes gemessen. An der Art der Ablenkung dieses Stromes läßt sich das Vorhandensein von Oel oder Erzen feststellen. Kommt man zu einer Spur, so wird der ganze Unter-suchungsapparat abgetastet, und aus Hunderten von Einzelmessungen ergibt sich ein genaues Bild, nicht nur ob die ge-luchten Stoffe vorhanden sind, sondern auch ob Mächtigkeit und Tiefe des Vorkommens derart sind, daß sich der Abbau wirtschaftlich lohnt.

Die elektrische Methode ist nicht die einzige der Geophysik. Man zeigte uns noch verschiedene andre, wie die radioaktive, bei

welcher der Boden auf seine Radioaktivität untersucht wird. Wie gesagt, die Geophysik ist eine junge Wissenschaft und es werden eigentlich täglich neue Methoden entwickelt.

Am Abend saßen wir vor der Blechhütte des leitenden Ingenieurs, tranken Queens-länder Wein, von einem Deutschen in Roma gezogen, und lauschten deutschen Gram-mophonplatten, die nicht etwa aus der Heimat mitgebracht waren, sondern aus einem Ge-schäft in Roma stammten. Es ist erstaunlich, daß deutsche Waren bereits wieder in den kleinsten Orten ganz im Innern des doch so weit von uns entfernten Kontinents zu finden sind, deutsche Grammophonplatten und Spielzeug, deutsche Photoapparate wie Agafilme.

Roma war nun allerdings für uns die letzte „Großstadt“ der Zivilisation; denn unter Weg führt jetzt Irads in die große, leere Steppe. Wir würden, sobald keine deutschen Volkstüder mehr hören und mit Landeuten zusammenhängen.

So fingen die deutschen Stimmen aus dem Grammophon an, uns sentimental zu machen, und die Ingenieure wurden es auch. Ein Teil von ihnen war verheiratet, die meisten ganz jung. Einer hatte sich acht Tage nach der Hochzeit nach Australien eingeschifft. Sie dachten alle daselbe: „Warum haben wir eigentlich unsere Frauen nicht mitgenommen! Wie schön wäre es, wir hätten sie jetzt hier, wo wir doch nichts zu tun haben und nur herumhocken und warten!“

So waren wir alle erleichtert, als der junge Chemam plötzlich aufstand und dem guten Richard Tauber mitten in seinem süßesten Gewinzel „O Mädchen, mein Mädchen!“ den Mund schloß und eine der Wum-platten auflegte, die jetzt in Australien und wohl überall in der Welt, wenigstens der angelsächsischen, die große Mode sind:

Oh Fräulein sag ich nach Kanada,
Nach Mexiko und Afrika.

Das paßte besser auf uns, und mit In-brunnst sangen wir den Refrain.

Morgen früh zogen wir ja wieder los, und unser Motor würde uns sein monotonies Lied singen, während wir mit nach-schließenden Staubfahnen über die dürre, verbrannte Steppe fuhren.

Aus „Der unvollendete Kontinent“.
Verlag Brockhaus, Leipzig.

Aus allen vier Winden

Australien.

Colln Ross' neues australisches Reisebuch behandelt den „unvollendeten Erdteil“ Australien nach Art dieses den Arbeiter-lesern wohlbekannten Autors welt- und wirtschaftspolitisch. Ross führt Australien vor das Problem gestellt, ob es ein weißer oder ein farbiger Kontinent werden soll.

Ross hält es nicht unbedingt mit dem zur Wahrung des autonomen Lohnarbeits geschaffenen Einwanderungsverbot, weil er meint, daß die Regierung mit solchen Maß-regeln allein nicht auskommen wird, und fürchtet, daß die Wirtschaftsmächte Englands auf die Dauer die autonome Lohnpolitik der „Weiß-Australier“ nicht genügend unter-stützen werden. Der Kontinent Australien, der zehnmal soviel Einwohner ernähren könnte, als er jetzt hat (sechs Millionen, nicht viel mehr als die Stadt London!), werde dem Ueberdruck des benachbarten, beängstigten dicht bevölkerten Südens nicht standhalten können. Mit solchen wirtschaftlichen Be-trachtungen verknüpft Ross, wie die eben mitgeteilte Probe zeigt, eine reizvolle und höchst anregende Schilderung australischen Lebens volks-, völkerverständlicher und kultur-schildernder Art.

Neben diesem Verlagswerk Brockhaus' ist im Waisenhausverlag Halle ein andres Australienbuch erschienen, in dem Professor Dr. Walter Geisler unter dem Titel „Durch Australiens Wildnis“ seine Durchquerung des Erdteils, seine Erlebnisse im „Loten Gergen“ des fast nur an den Küsten von Weihen besuchten Landes schildert. Geis-lerfreundlichkeit ist in diesen ganz schwach be-zeichneten Einflüssen, in denen der nächste Nachbar einer „Wiesenthal“ Lagerreisen ent-fernt sein kann, selbstverständlich, und die Weihen empfinden einander, oft ohne Unter-scheidung ihrer europäischen Staatszuge-hörigkeit, als Landsleute. Wo so wenig Menschen sind, hat der Nationalitätenbader aufgebört. Man reist — jetzt mit dem Auto — nur längs der Telegraphenlinie, weil im Falle eines Unglücks, besonders im Falle der in den wasserlosen Einöden immer möglichen Gefahr des Verschwindens, das Durchschneiden des Telegraphenbalkens, als zentralisiert vorgegebenes Signal, eine rettende Suchexpedition herbeiruft. Ein wichtiger Teil der Erstforschungsbereiten Geistes war der Erörterung des Mac-Donnell-Gebirges gewidmet, in dessen Abge-schiedenheit ein Lehrer deutsche Lieder in die

Sprache der Eingebornen übersezt. Zum Beispiel die Sorelei! Nur daß alle roman-tische Liebesfiktionalität in die den Arantia-Leuten verständlichere Klage über das Verschwinden des jagdbaren Kangurufs aus diesen Gegenden umgewandelt ist. Also vermutlich ungefähr so:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten?
Wo sind die Kanguruf hin?
Das Jagdglück in uralten Zeiten,
Das geht mir nicht aus dem Gein.“

Asien.

Von einer vor zwei Jahren beendeten Forschungsreise im inneren Asien berichtet der Expeditionsleiter Emil Trinkler in seinem Werk „Im Land der Stürme“.

Diese Expedition hatte geologische Ziele; sie wollte die zentralasiatische Hochebene und die ostturkestanische Wüste entsehungsgeschichtlich erklären. Diese Reise scheint anfangs von großem Mißgeschick heimgesucht worden zu sein. Die Reispferde reißten aus, die Tragtiere geben ein, die einheimischen Jaks erliegen einer Seuche und das unent-behrliche Gepäc muß Schafen aufgeladen werden. Auch unter den Menschen sucht sich der Tod ein Opfer. In einer uns in Europa unvorstellbar klaren Höhenluft geht der Marsch über den ungefähr 5000 Meter hoch liegenden Mutapap. Die chinesischen Landesbehörden sind anfänglich entgegen-kommend und bleiben auch weiterhin höf-lich, obwohl ein Expeditionsführer dem chinesischen Beamten selbstgeschlossene Tauben schenkt, die — des Chinesen Eigentum ge-wesen waren! Schließlich wird die Expedi-tion mit sanfter aber entschiedenem Druck doch gezwungen, das chinesische Staatsgebiet zu verlassen, weil die Chinesen die rein wissenschaftlichen Absichten der Europäer nicht für wahr halten. Im Zuge der alten großen Seidenstraße durch die Kalla-Watana-Wüste findet Trinkler die Trümmer einer großen, toten Stadt, von der vor etwa drei-zehn Jahrhunderten zum letztenmal berichtet worden ist. Ueber Bohwege, auf denen der Verlust eines Zehntels der Tragtiere das Normale ist, erreichen sie Kachmir.

Eine Forschungsreise im russisch-asiati-schen Pamir schildert Willi Rickmer-Ida in seinem Werk „Mai! Mai!“ Zweck dieser Expedition war, die topo-graphische Erschließung des Seltan-gebirges im Westen der Hochebene von

Pamir und des Vorgebirges Transalai. Diese Forschergruppe war aus sehr ver-schiedenartigen Menschen, aus wie man zu sagen pflegt, recht „heterogenen Elementen“ zusammengesetzt, nämlich aus wissenschaft-lichen Mitgliedern der Akademie der Sowjet-union und aus alpinistischen Mitgliedern des Deutschen und Oesterreichischen Alpen-vereines, die wohl kaum den Sympathien zum Sowjetstaat erfüllt gewesen sein dürf-ten. Man darf es Rickmer-Rickmers wohl glauben, daß er es in seinen vielfältigen Abgabenheiten nicht so leicht hatte, immer wieder zu vermitteln; aber daß es ihm doch gelungen ist, ist gewiß ein rühmender Erfolg. Uebri-gens stellt der Autor der un-fachen Sachlichkeit der Sowjetbeamten ein günstiges Zeugnis aus. Das erste Lager der Expedition, die sich aus 65 Menschen und 160 Pferden und Kamelen zusammensetzt, wird an dem Gebirgszweig Karakul aufgeschlagen, von wo Reiterexpeditionen zur Lösung ihrer Spezialaufgaben ausgesandt werden. Die gesundheitslichen Gefahren der Trockenheit der Höhenluft werden gelindert, die un-erlässliche Gier der Einwohner nach Geschen-ken und Bewirtung erwähnt, und die Er-folge der Forschungsreise herabgehoben, die aus naturwissenschaftlichen Sammlungen, völkerverständlicher und meteorologischen Beobachtungen und topographischen Auf-nahmen bestehen.

Diese beiden asiatischen Reisebücher sind im Verlag Brockhaus erschienen.

Afrika.

Bei Seidel und Sohn (Wien) ist ein Reiseverfasser von S. A. Bernaiki „Zwischen weitem Nil und Belgisch-Kongo“ erschienen. Obwohl Bernaiki auf seiner Fahrt un-bekannt oder doch sehr wenig bekannte schwarze Stämme besuchte und in seinem Buche schildert, so liegt der Hauptwert seiner Publikation doch eigentlich in dem dem Text folgenden Bildteil, der mehr als zweihundert sehr schöne und interessante Photographie ent-hält, wirklich kostbare Bilder, die aber materiell eben auch das Buch sehr verteuern müssen. Bernaiki erzählt von englischen Regierungsbeamten, die mit den schwarzen Untertanen und ihren Häuptlingen so fündig und diktatorisch verfahren wie etwa bei uns pfadfinderische Jugendführer oder Seimwehrpatrouillen mit ihren unseligen Schutzbefohlenen, und der Autor selbst hat mit dem Kommandoraps dieser Autoritäts-maier zu kämpfen. Andererseits berichtet er von Stämmen, die ihre Könige, wenn sie krank oder altersschwach geworden sind, flugs umbringen, weil sie es aus lauter Untertanenliebe und Ehrfurcht nicht mit-ansehen können, wenn ein König leidet! Die Liebessmoral dieser „Schillut“ legt keinerlei Wert auf Jungfraulichkeit, aber bei zehn ver-schiedenen beglückten Liebhabern fängt die verpönte „Schamlosigkeit“ an. Sehr weise scheint die Einrichtung, daß dem jungen Ranne ein uneheliches Kind genau ebenso hoch zu stehen kommt wie eine Frau. Mi-entation oder Brautraub, gleich viel. Nämlich zehn Stück Kindvieh. Beim Stamme der vierhundertenden „Nuer“ in der südlichen Steppenlandschaft ist das Kindvieh billiger oder die Frauen rarer. Preis fünfzig Kinder! Witwen und geschiedene Frauen werden billiger abgegeben. Bei den noch süd-licher wohnenden armenlichen Riamula- und Maruskämmen sollen die Weiber übrigens so ärmlich beanlagt sein, daß es diesen Bölkern unmöglich ist, in geschlossenen Sie-dlungen zu wohnen.

Der Verfasser, der im zweiten Teil seiner Reise schwer von der Malaria heimgeschlagen wurde, hat an photographischen Aufnahmen, auch Film-aufnahmen, ein sehr wertvolles Material zur Verfügung und zur Tier-kunde heimgebracht.

Antarktis.

Aus des unglücklichen englischen Südpol-forschers Kapitän Scott letzter Fahrt ist Ergo-ges Grant bekannt. Scott hat ihn vor dem letzten entsehenden und mit dem Unter-gang aller Teilnehmer endenden Vorstoß nach dem wertigen Tage vorher schon von Amundsen erreichten Südpol zurückgeschickt. So ist Grant ein „Ueberlebender“ dieser Expedition geblieben und konnte später das letzte Lager der in der antarktischen Eiswüste erkoren und verhungerten Gefährten finden und die drei Toten bestatten. Grant ergriffende, weil echt und tief ergriffene Schilderung der vergeblichen Todesfahrt zum Südpol, die in einfacher Sprache den Ein-druck der Furchtbarkeit dieses Forscherfahrs als bedeutungsvoller Spannung verbindet, hat der rührige Berliner Volkerverband der Bücherfreunde in Verlag genommen. Dieser Wegener-Verlag, der im vorigen Jahre das Jahrbuch seines Büchervolksverbandes feierte, weiß in einem sehr fein ausgestatteten Jahrbuch die große Zahl seiner Publikationen nach, unter denen freilich logisch-literatur fast vollständig fehlt. O. K.